Die sichtbar gewordene Seele

Autor(en): **Lachat, Pierre**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **51 (1999)**

Heft 5

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-931799

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die sichtbar gewordene Seele

Vielleicht ist Emily Watson derzeit als Einzige dazu imstande, den Typus der leidenden Frau im Kino zu verkörpern, ohne lächerlich zu wirken. Ihre Rolle in «Hilary and Jackie» zeigt es gerade wieder.

Pierre Lachat

Sie ist ziemlich klein gewachsen, sehr schmal, und mit keiner Stimme ausgestattet, die weit trägt. Das Haar ist vage hellbraun und recht dünn. Für ihre Auftritte muss es nachgefärbt und aufgebauscht werden, weil man vollmähnige Blondinen bekanntlich besser sieht. Auch ihr Gesicht verrät eher ein Manko. Da fehlen jene entscheidenden Ecken, die erst die eleganten Schatten werfen: die blutarmen geometrischen Flächen (wie bei Meryl Streep oder Isabelle Huppert), auf die sich die Gefühle so farbig projizieren lassen, als bringe ein Maler seine ganze Palette auf die Leinwand.

Von Kleidung hält sie wenig, ein bescheidenes Strickjäckchen reicht. Eine Garderobe ist einzig beim Spielen unumgänglich. «Dann habe ich eben eine: Armani oder so. Man bekommt die Sachen überall. Das vereinfacht's.» Historisches Kostüm findet sie hinderlich, für einschlägige Parts hat sie nichts übrig. Und sie versichert: «In London, wo ich wohne, werde ich nicht erkannt. Aber in Manhattan wissen die Passanten, wer ich bin, weil dort alle kinoverrückt sind. Sie kennen jeden, der regelmässig in Filmen spielt.»

Bei so viel Unscheinbarkeit, wohl eher echt als gespielt, fragt sich, wo Emily Watson noch zu finden sei. Aber dann sind da diese überdimensionierten Augen, fast zu hell und trotzdem brennend, und da ist diese glatte alabasterne Haut, die zittert wie ein gespanntes Trommelfell. In kräuselnden Wellen und feinsten Schauern huschen die Emotionen über dieses tapfere, schüchterne Gesichtlein hin. Die seismografischen Reaktionen auf jede Schwankung in der Gefühlslage: das ist die sichtbar gewordene Seele. Und dieses Innere, das sich nach aussen kehrt, macht sie erst zur geborenen Filmschauspielerin, im Unterschied zu synthetischen Kinoschönheiten wie Demi Moore, talentierten Interpretinnen wie Kate Winslet oder gewöhnlichen Schwabbelseelchen wie Angela Winkler.

Watson lernt für *«Hilary and Jackie»* Cello spielen, wie andere Schauspieler sich schlank hungern oder fett fressen, um der Rolle zu entsprechen. Die neu erworbene Fertigkeit verleiht ihr einen Halt, der beim Drehen sonst gefehlt hätte. Aber keine Frage, man hätte ihr die exaltierte, von einem blinden Geschick überschattete Musikerin selbst dann geglaubt, wenn sie die Brettgriffe, den Saitenkitzel und die Bogenstriche offensichtlich nur gemimt hätte. Der feurige Mähnenschwung, wenn sie die letzte Note eines Konzerts hinkratzt, macht es aus.

Hingebungsvoll leidend, trägt sie das Gewicht der Welt auf den schmalen Schultern.

Zuletzt gerät ihr die ganze Übung zum schlüpfrigen Witz. Live erläutert die Mimin am amerikanischen Fernsehen, was für ein erotisches Instrument das Cello sei. «Als Erstes», setzt sie unverblümt auseinander, «spreize ich die Beine. Und dann halte ich dieses grosse vibrierende Ding zwischen meinen Schenkeln ...» Es ist schon eine Parodie auf das unaufhörliche Sexgerede. *Naughty*, unartig lautet der öffentliche Kommentar. «Ich hab's getan, weil mich Newt Gingrich in derselben Sendung mit seinem Parteichinesisch genervt hat», sagt sie von dem bekannten ultrakonservativen Politiker.

Ihre Beseeltheit bestimmt sie zur madonnengleichen *pasionaria*. Hingebungsvoll leidend und ächzend trägt sie das Gewicht der Welt auf den schmalen Schultern, um alle zu läutern, inklusive sich selbst. Eine vermaledeite Liebe, zu tief, zu edel für diese widerliche Welt, erduldet sie in *«Breaking the Waves»* (ZOOM 10/96), dem vielleicht letzten opernhaft überragenden Melodram der Filmgeschichte. Eine verzweifelte Hoffnung auf Frieden stemmt sie mit letzter Kraft hoch in *«The Boxer»*, der am Beispiel des irischen Bürgerkriegs die Kraft zu kämpfen den Männern zuordnet und die Kraft, den Kampf zu beenden, den Frauen. Und eine Kunst – zu vollkommen, um lange hinzuhalten – zelebriert sie nun in «Hilary and Jackie» und muss erfahren, wie es ausserordentlichen Begabungen ergehen kann. Das Charisma schlägt ins Gegenteil um, wie bei Mozart: in Vernichtung und frühen Tod.

Mit Greta Garbo, Joan Fontaine, Lana Turner, Maria Schell oder der späten Romy Schneider gehört Watson in die Reihe der *sob sisters* oder Schluchzschwestern. So heissen sie im Jargon Hollywoods. Sie verstehen es, Jammertal, Heulen und Zähneklappern, grausamste Schicksalsschläge, das ganze Elend des irdischen Daseins in dramatischen Hochgenuss umzumünzen. Nur alle zehn Jahre zeigt sich jemand dieser schwierigsten Aufgabe aller Filmschauspielerei gewachsen, ohne zu lächern.

«Sie halten mich für ausserstande, Komödien zu spielen», erklärt sie schnippisch (und zutreffend), bevor ich ausdrücklich danach gefragt habe. «Nun, Sie irren sich, wie alle andern. Sie werden sehen.» ■

Kritik von «Hilary and Jackie auf S. 35